



DIENST AM WORT

Hans-Georg Ulrichs (Hg.)

Bilder predigen

Gottesdienste mit Kunstwerken

Vandenhoeck & Ruprecht

Hans-Georg Ulrichs (Hg.): Bilder predigen



Hans-Georg Ulrichs (Hg.): Bilder predigen

DIENST AM WORT

Die Reihe für Gottesdienst und Gemeindearbeit

Band 152

Vandenhoeck & Ruprecht

Hans-Georg Ulrichs (Hg.): Bilder predigen

Hans-Georg Ulrichs (Hg.)

Bilder predigen

Gottesdienste mit Kunstwerken

Mit digitalem Material unter
www.v-r.de/bilder_predigen

Vandenhoeck & Ruprecht

Umschlagabbildung: Frauenfigur aus dem Nana-Projekt (s. Seite 79 ff.)
von Regine Klusmann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-63047-1

ISBN 978-3-647-63047-2 (E-Book)

© 2013, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen /
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U. S. A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.
Printed in Germany.

Satz: textformart, Göttingen

Druck und Bindung: ⊕ Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Bildhaft predigen. Eine kritische Ermutigung 7

1 In der Bibel lesen 19

Martina Reister-Ulrichs

„Mutter und Schwester des Künstlers, in der Bibel lesend“
von Hans Thoma (1866)

2 Jesu Geburt: Neuanfang ist möglich 25

Gregor Etzelmüller

„Darstellung der Geburt Jesu“, anonym
(Stadtkirche Hersbruck, um 1480)

3 Ein Platz für mich 33

Hans-Georg Ulrichs

„Abendmahl“ von Fritz von Uhde (1886)

4 Aufkeimende Lust am Leben 41

Peter Noss

„Triptichon“ von Heinz Kupfernagel (ohne Jahr)

5 Ostern: Fest des Sehens 47

Christian Stäblein

„Harbingers of Resurrection“ von Nikolai Nikolaevich Ge (1867)

6 Tanzende Freude 57

Kirsten Elisabeth Christensen

„Ausgießung des Heiligen Geistes“ von El Greco (1604/1614)

- 7 Sturzgläubig 63**
Karl Friedrich Ulrichs
„Die Bekehrung des Paulus“ von Caravaggio (1600/1601)
- 8 Wer bin ich? 71**
Monika Lehmann-Etzel Müller
„Selbstbildnis“ von Paula Modersohn-Becker (1906)
- 9 Schönheit kommt von Gott 79**
Regine Klusmann
„Nanas“ nach Niki de Saint Phalle
- 10 Gott im Wald 91**
Jan Rohls
„Das Kreuz im Gebirge“ (Tetschener Altar)
von Caspar David Friedrich (1807/1808)
- 11 Der große Weg – zum Vater 103**
Birgit Niehaus
„Der große Weg“ von Friedensreich Hundertwasser (1955)
- 12 Gegen das Erschrecken den Glauben 113**
Kathrin Oxen
„Die Zeit ist ein Fluss ohne Ufer“ von Marc Chagall (1930–1939)
- 13 Engel der Auferstehung 119**
Sören Suchomsky
„Flug zum Himmel“ von Hieronymus Bosch (um 1500)
- Verzeichnis der Mitarbeiter/innen 125**

Bildhaft predigen. Eine kritische Ermutigung

Erstens ...

Der Protestantismus gilt sowohl im Selbstverständnis als auch in der Fremdwahrnehmung als eine Religion des Wortes. Mit spürbarem Stolz und ostentativer Entschiedenheit schmücken Inschriften wie „Gottes Wort“, das „eine Wort Gottes“ und das Wort, „das im Anfang war“, Kirchen und theologische Hörsäle. Gewiss hat sich dieser permanente Bezug auf das „Wort“ in die protestantische Mentalität eingeschrieben. Kulturhistorisch ist kaum zu leugnen, dass der Protestantismus als Lesereligion einen ungeheuren Bildungsaufschwung hervorrief – was freilich realhistorisch durch die dürftigen Alphabetisierungsquoten bis etwa 1800 relativiert werden muss. Aus der engen Bezogenheit auf das Wort nun aber den Schluss zu ziehen, der Protestantismus habe gerade deshalb kein richtiges Verhältnis zu nonverbalen Künsten entwickelt – vielleicht mit Ausnahme von Musik – und dies sei auch heute noch zu beobachten oder gar als normativ anzunehmen, stellt entweder ein Missverständnis innerhalb des Protestantismus dar oder entpuppt sich als ein konfessionspolemisches Relikt. Gerade indem der Protestantismus die Kultur von einer religiösen Dominanz zu befreien half, ermöglichte er Kunsträume. Im Zusammenhang mit dem Zweiten Gebot nach biblischer Zählung ist es etwa für den Heidelberger Katechismus (1563) in der Antwort auf Frage 97 eine Selbstverständlichkeit, dass alles Geschaffene abgebildet werden kann. Bilder dürfen und können Gott

selbst nicht abbilden, so wie es auch immer eine grundsätzliche Differenz zwischen unserem Erkennen von Gott und Gott selbst gibt. Bilder müssen nicht der Religion dienen, sie müssen nichts „Heiliges“ wiedergeben – und dann stehen sie auch nicht in der Gefahr, durch Abbildungen von „Heiligem“ mit Gott selbst verwechselt zu werden. Nicht zuletzt diese Befreiung führte als Paradigmenwechsel zu der Epoche der großen Maler der Niederlande im sogenannten „Goldenen Jahrhundert“. Die Kunst konnte sich endlich dem realen und dem ganzen Leben zuwenden. Immer freier und säkularer wurde die Kunst, zu oft bitter erstritten gegen kirchliche Macht: Renaissance, Reformation und Aufklärung sind Marksteine dieser Entwicklung. Und doch blieb die Kunst weiterhin beeinflusst von der institutionalisierten Religion und fand bei ihr Themen und Formen auch für die je gegenwärtigen künstlerischen Auseinandersetzungen mit Fragen des Lebens. Gleichzeitig war auch der Bereich des Protestantismus nie frei von künstlerischer Gestaltung: Musik, Literatur, bildende Kunst, Architektur. Kunst, auch bildende Kunst, gehörte immer zum Protestantismus. In nicht wenigen Bereichen war das 19. Jahrhundert ein besonderer Kunstzeitraum. Umso schwerer scheint sich der Protestantismus mit der modernen Kunst des 20. Jahrhunderts getan zu haben. Ging hier die Schere zwischen freier Kunst und der etablierten Religion doch zu weit auseinander? Verlor sich hier eine beiderseitige „Anschlussfähigkeit“? Entwickelte sich die Kunst schneller oder doch anders als die Religion als transzendierender Ausdruck des gelebten Lebens? Für das 20. Jahrhundert wäre es gewiss eine lohnende Aufgabe, etwa die offenbaren und auch die verborgenen Zusammenhänge zwischen der Hegemonie der Theologie Karl Barths und einem eher spröden protestantischen Kunstverständnis in den ersten Nachkriegs-

jahrzehnten aufzuspüren. Wie gesamtgesellschaftlich wurde auch in den künstlerischen Bereichen Religion als etwas, das sich dem Ende zuneigt, als etwas nachgerade Anachronistisches wahrgenommen, während Kunst gleichzusetzen war mit geistiger Avantgarde. Bereits vor mehr als einer Generation wurde hier eine neue Tendenz wahrgenommen und in den 90er Jahren meinte man eine Renaissance des Religiösen in der Gesellschaft analysieren zu können, was sich entsprechend in der zeitgenössischen Kunst – wenn nicht explizit, dann doch implizit – widerspiegele. Auch in der Theologie wurden die Möglichkeiten der autonomen Kunst neu thematisiert.¹ Kurz vor dem Milleniumswchsel begann die Evangelische Kirche in Deutschland mit einer breit angelegten Debatte, das Verhältnis von Protestantismus und Kultur aktuell zu bestimmen.² Grundlegend trug bereits die Initiativschrift den Titel „Gestaltung und Kritik“ (1999): Kultur in unseren Lebenszusammenhängen war und ist auch mitgeprägt und insofern mitgestaltet von Religion und aus dieser gemeinsamen Geschichte erwächst dem Protestantismus die Aufgabe, die seit der Aufklärung als notwendig autonom zu denkende Kultur – kritisch, also unterscheidend – zu begleiten. Ein kulturell desinteressierter Protestantismus ist nicht denkbar.

-
- 1 Anregend bis heute: Heinz-Ulrich Schmidt, Bildpredigt. Anmerkungen zu einer vernachlässigten Predigt-kategorie, in: ders./Horst Schwebel (Hgg.), Mit Bildern predigen. Beispiele und Erläuterungen, Gütersloh 1989, 7–15. Der Band umfasst zahlreiche Bildpredigten zu modernen – gewagten! – Kunstwerken. Vgl. in diesem Band auch Horst Schwebel, Wer Augen hat, der höre. Thesen zur Bildpredigt, aaO., 93–95.
 - 2 Vgl. Petra Bahr / Klaus-Dieter Kaiser, Protestantismus und Kultur. Einsichten eines Konsultationsprozesses, Gütersloh 2004.

Zweitens ...

Sozialgeschichtliche Untersuchungen und manche Literaturwerke zeigen, dass das evangelische Pfarrhaus seit nun mehr fast 500 Jahren kulturaffin ist. Musizierende Pfarrerskinder gehören dazu wie schreibende Pfarrer; Pfarrfrauen freilich bleiben historiographisch eher im Hintergrund. Seit zwei Generationen nun gehören auch die Pfarrerrinnen selbstverständlich zu dieser Bildungselite, die Kunst konsumiert und Kunst vermittelt.

Ganz selbstverständlich wurden und werden Bilder als Medien der Vermittlung biblischer und anderer religiöser Inhalte verwendet. Statuen, Gemälde, Kirchenfenster tradierten biblische Gehalte – auch den Nicht-Lesekundigen konnte so die „Schrift“ vor Augen gestellt werden. Bibelausgaben und religiöse Literatur waren und sind illustriert. Offenkundig versprach man sich eine leichtere Vermittelbarkeit durch eine größere Anschaulichkeit. Kein religionspädagogisches Material kommt aus ohne Bilder; völlig selbstverständlich werden im kirchlichen Unterricht Bilder unterschiedlicher Art verwendet.

Weniger unstrittig ist der Gebrauch von Bildern im Gottesdienst. Die Formen und Farben des Kirchenbaus werden bereits vorreflexiv wahrgenommen und beeinflussen Sprechende und Hörende im Gottesdienst, eventuell vorhandene Bilder und Plastiken präjudizieren Vorstellungsmöglichkeiten. Es ist evident, dass Gottesdienste in einem nüchternen Gemeindehaus mit dem Charme der 60er Jahre anders erlebt werden als in klassischen Kirchenbauten, feiern die Sinne doch mit. Eine sinnensensible Gottesdienstgestaltung, die Kunst ernst nimmt, beginnt bereits bei der Wahrnehmung des Raumes, in dem nicht nur verkündigt wird, sondern

der gewollt oder ungewollt selbst ein Stück Verkündigung darstellt.

Zwar benutzen nicht wenige Pfarrer und Pfarrerrinnen Bilder bei der Verkündigung, aber es bleibt nicht selten ein gewisses Unbehagen auf allen Seiten zurück. Man mag es nicht für befriedigend halten, wenn Bilder im Gottesdienst lediglich versuchen, dem allgemeinen Trend von Medialisierung und Unterhaltung zu entsprechen und den angenommenen Gewohnheiten der Zeitgenossen nachzukommen. Wäre eine bilderfreie Zone bei der allumfassenden Bilderflut nicht auch wohltuend, vielleicht sogar eine besondere Chance, sich neu zu konzentrieren? Kommt nach dem Entertainment als verharmlosende Form der Unterhaltung und dem Infotainment als niederschwelliger Form von Bildungsbemühungen nun auch noch das „Theotainment“ als Gottesdienstformat, das ohne Medien und Bilder nicht auszukommen vermag? Warum nicht, könnte fröhlich entgegnet werden, wenn doch auf diese Art Menschen mit den intendierten Inhalten erreicht werden? Schlichte, niederschwellige, unterhaltsame Begegnungen mit Kunst müssen nicht diffamiert werden. Wir hören ja auch gern Musik, ohne die letzten Geheimnisse der Kompositionstechnik beim Hören analysieren zu wollen. Auch Bilder sehen kann eben einfach nur schön sein. Aber es sind darüber hinaus gewiss sachgemäße Gründe für den bewussten Einsatz von Bildern im Gottesdienst – und bei anderen gemeindlichen Veranstaltungen – zu identifizieren:

Biblische Sprache ist bilderreiche Sprache. Viele alttestamentliche Texte sind selbst im Hören ganz „anschaulich“, viele Geschichten sind geradezu richtig „großes Kino“. Jesus hat nach den neutestamentlichen Überlieferungen bildhafte und bildhaltige Gleichnisse und Beispielgeschichten erzählt. Buchstäblich von der ersten bis zur letzten Seite

der Bibel, von der Schöpfung und dem Garten Eden bis hin zum himmlischen Jerusalem werden Bilder beschrieben und erzählt. Diese biblische Bildsprache geht einher mit der Beobachtung, dass wir grundsätzlich über ein eidetisches, also bildhaftes Gedächtnis verfügen. Wir „speichern“ Bilder. Das wusste etwa Paul Gerhardt, der mit den Worten seiner Weihnachts-, Passions- und Osterlieder Bilder zu malen verstand. Auch aktuelle homiletische Entwürfe setzen auf die Verbildlichung, auf bildhafte Sprache, damit die Hörer ins Bild treten können.³ Durch Geschichten und Beschreibungen sollen – nicht zuletzt bewegte – Bilder bei den Hörenden entstehen. Nun wird man einwenden können, dass gerade die Vermittlung von „Bildern“ durch Sprache die Bilder und damit auch deren Gehalte nicht festlegen, sondern freihalten. Das Bild vom verlorenen Sohn, wie er bei den Schweinen sitzt, mag sich jeder Hörer und jede Leserin individuell und damit verschieden vorstellen. Und doch ist es ebenso wenig von der Hand zu weisen, dass Bilder auch der Sprache der Bibel entsprechen. Warum sollte man nicht über eine Bild gewordene Vorstellung einer anderen Person über den Glauben ins Gespräch kommen können?

Drittens ...

Bilder haben das Potenzial, anregend zu sein. Dass die homiletische Aufgabe und die Predigtpraxis durch Bilder vereinfacht werden und damit Bilder zu einer Erleichterung des pfarramtlichen Alltags beitragen, ist dagegen kaum anzu-

3 Martin Nicol, Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik, Göttingen 2002, v. a. 65–72.

nehmen. Bilder zu verwenden – sei es im Unterricht, sei es in der Verkündigung – bedeutet eine größere Anstrengung und ein Mehr an Arbeit. Die sonst und gewohnt überschaubaren Verhältnisse geraten möglicherweise in Bewegung, müssen beobachtet, analysiert und eventuell neu austariert werden. Beim bekannten homiletischen Dreieck von Text, Prediger und Hörer gibt es drei bilaterale und ein viertes Verhältnis, nämlich das Dreiecksverhältnis insgesamt. Wenn nun ein Werk der bildenden Kunst hinzugenommen wird⁴, sind die Verhältnisse nicht mehr ganz so übersichtlich. Welches Verhältnis entsteht zusätzlich zwischen dem Kunstwerk bzw. dem Künstler und dem Bibeltext? In welchem Verhältnis steht die predigende Person zum Bild? Und was assoziieren Hörer und Hörerin angesichts des Bildes? Entstehen neue Kommunikationsmöglichkeiten und Konsense oder werden Differenzen und Dissense hervorgerufen? Einfacher wird die homiletische Situation durch den Einsatz von Bildern also nicht, möglicherweise aber reizvoller. In jedem Fall gilt: Bildpredigten sind eine anspruchsvolle Aufgabe.⁵

Folgen wir den Gegebenheiten des homiletischen Dreiecks und seiner Irritation durch das Bild als einem weiteren Referenzpunkt. Zunächst beschäftigt sich der Prediger und die

4 Ganz ausgeschlossen ist es nicht, dass das Bild den Text ersetzt; dann bliebe es beim Dreieck. Frühere Arbeiten zum Thema Bildpredigt aus protestantischen Federn warnen davor, dass das Bild den Bibeltext in den Hintergrund drängt oder gar ersetzt. Aber lassen sich biblische und damit theologisch verantwortbare Gehalte nicht auch ausnahmsweise ohne direkten Textbezug als Evangelium kommunizieren?

5 Vgl. zu dieser homiletischen Aufgabe auch Johannes Block, Das Bild als Homilet. Bilder mit biblischem Bezug in der Predigt, in: ders./Wolfgang Ratzmann (Hgg.), Seht, was ihr hört! Predigen mit Bildern. Perspektiven aus Kunstwissenschaft, Pädagogik und Theologie (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 14), Leipzig 2005, 95–115.

Predigerin mit dem ausgewählten Bild – bereits die Auswahl ist eine zu erbringende Leistung. Dabei macht es einen Unterschied, ob das Bild einen biblischen Text interpretiert oder ob es sich um ein Werk der darstellenden Kunst ohne biblischen Bezug handelt. In jedem Fall wird aber der Prediger, der sonst in erster Linie als Experte der Textauslegung gilt und der diesen Text und seine angenommene Intention auf Grund seiner Kenntnisse über und seiner Erfahrungen mit den Hörenden zu Gehör bringt, sich das Bild erschließen. Neben und nach dem unmittelbaren Eindruck wird er oder sie nicht umhin können, wie bei den exegetischen Vorarbeiten am biblischen Text auch das Bild ernsthaft, also historisch-kritisch und kunstwissenschaftlich verantwortet, in den Blick zu nehmen.⁶ Gewiss gibt es einen „Überschuss“ an Deutbarkeit, aber die Interpretation ist nicht willkürlich, sondern muss vernünftige Anhalte finden und für die Gesprächspartner nachvollziehbar sein. Die Interpretation wird verschieden schwierig sein, je nach Vorkenntnissen und auch den kunstgeschichtlichen Vorlieben des Predigers und der Predigerin, je nach Kunstwerk: Sicher ist traditionell Figürliches leichter zugänglich als Abstraktes und Gegenstandsloses. Auch bei Bildern gibt es den „garstigen Graben der Geschichte“ und andere limitierende Zugangsfaktoren. Wie bei der Textexegese wird man achtsam sein müssen, dass nicht nur das Eigene

6 Klaus Raschzoks neun Arbeitsschritte (auch wiedergegeben bei J. Block [wie Anm. 5], 109 f.) können wirklich nur als Empfehlung gelten und sollten nicht als starre Methode abschrecken: 1. erste Beobachtungen am Bild, 2. schriftliche Bildbeschreibung, 3. kunstwissenschaftliche Basisinformation, 4. Dialog der ersten drei Schritte, 5. Vergleich mit der biblischen Erzählung, 6. erste Fokussierung und Interpretationsperspektive, 7. Bezugnahme des Bisherigen auf den Glauben an den dreieinigen Gott als systematisch-theologische Reflexion, 8. zeitintensive kreative Phase, 9. Konzept und Niederschrift der Interpretation.

im Bild entdeckt wird, sondern man offen bleibt für Neues. Wichtig wäre doch wohl der Mut, die Freiheit der Kunst zu akzeptieren. Wie bei früheren und gegenwärtigen Kommentaren biblischer Texte finden wir im Künstler bzw. in seinem Werk einen Gesprächspartner, bei nicht-biblichen Bildern ein Werk und einen Künstler, die ihrerseits wichtige Aussagen über Lebensfragen zu machen haben. Eine Interpretation wird immer auch bescheiden sein, und zwar im Hinblick auf das Bild und im Hinblick auf die Hörer der Interpretation: Zum einen wird es nicht nur die eine und alles auslösende Interpretation geben – der Interpret ist weder Schulmeister des Künstlers noch der aller früheren Interpreten. Zum anderen hüte er sich davor, sich zum Beherrscher der Blicke der Predigthörer aufzuspielen. Es gibt keine 1:1-Interpretation. Exkludierende Formulierungen sind hier nicht am Platze. Jede Bildpredigt wird bescheiden Sehens- und Verstehensangebote machen und behutsam die Blicke lenken helfen. Mit banalen Bewertungen wie „schön“, „gekonnt“ oder „brillant“ wird man weder dem Bild noch den Hörern und Hörerinnen der Interpretation gerecht: Vielleicht empfinden manche dieses Bild ganz anders und sehen deshalb tatsächlich ein anderes Bild. Statt eines gelingenden Mehr an Interpretation und Verstehen entsteht ein Unverständnis. Der Abstand zwischen Prediger und Gemeinde wird verbreitert und ein Verständnis des biblischen Textes und damit eine religiöse Selbstdeutung der Hörenden verunmöglicht. Aus dem Bild als einem hilfreichen Medium und einem ernstzunehmenden Gesprächspartner kann auch ein Hemmschuh werden. Eine nicht zu unterschätzende Gefahr ist, dass mit Bildpredigten nicht – wie gewünscht – eine breitere Adressatenschicht erschlossen und erreicht, sondern die Milieuverengung des bildungsbürgerlichen Protestantismus noch fort-

geschrieben wird. Mit einem „exquisiten Kunstsinn“ kann man über die Köpfe der Menschen hinwegpredigen.

Sodann wäre die Aufmerksamkeit auf die Hörer zu richten, die zwar dem Prediger lauschen, aber doch auch an ihm vorbei und vor seinen Worten in einem Verhältnis zum biblischen Text, nun auch noch zusätzlich zum Bild stehen. Sie dürfen von der Bildpredigt nicht negativ überrascht werden. Eine Bildpredigt sollte nicht verschwiegen, sondern im Vorfeld angekündigt sein. In nicht wenigen Gemeinden gibt es schon traditionelle Anlässe für Bildpredigten, etwa die zweiten Feiertage oder bestimmte Gottesdienst-Reihen. Solche Fixierungen können sich für die Gemeinde als hilfreich erweisen. In den Sonntagsgottesdiensten werden nur geringe Teile der Gemeinde erreicht, missionarisch wirken sie in der Regel nicht. Auch Kasualien im weiteren Sinne eignen sich für Bildpredigten, weil dort nicht zuletzt mit kirchlich nicht mehr allzu eng verbundenen Hörern zu rechnen ist. Ebenso können kleinere Formen der Verkündigung (Andachten) und zielgruppenorientierte Angebote, bei denen man auf gruppenspezifische Erfahrungen und andere Gemeinsamkeiten zurückgreifen kann, gerade im Hinblick auf die Hörer gute Gelegenheiten für Bildpredigten sein. Bei aller Unmittelbarkeit der Wirkung des Bildes wird doch dem Hörer und der Hörerin – wie auf andere Art zuvor dem Interpreten – einiges abverlangt: Er oder sie soll ein ihm oder ihr unter Umständen vorher völlig unbekanntes Bild ansehen und für sich verstehen, er oder sie soll den Ausführungen des Predigers folgen, den biblischen Text zu all dem in Beziehung setzen und schließlich sich damit identifizieren oder gar neu interpretieren. Durch eine derartige Überlastung können durchaus Fremdheitserfahrungen gemacht werden. Besonders im Hinblick auf die Sehenden und Hörenden wird in

einer Bildpredigt hoffentlich das Wichtige vom Unwichtigen gut zu unterscheiden sein.

Schließlich wird man bei allen Schritten der Erarbeitung und des Vollzugs darauf achten müssen, was mit dem Text geschieht. Selbst wenn man nicht naiv von lediglich einem einzigen Textsinn ausgeht, wird man wie bei der Textexegese und beim hörenden Verständnis kritisch fragen, ob mögliche Textsinne durch die Bildinterpretation verunklart werden. Treffen sich angenommener Aussagesinn des biblischen Textes mit dem Bild bzw. seiner Interpretation? Illustriert das Bild einen Textsinn? Hilft das Bild, den Text zu öffnen, tritt man so nicht nur ins Bild, sondern auch in den Text hinein? Der beste Fall wird sein, wenn das Bild einen möglichen Textsinn oder eine daraus abzuleitende Bedeutung erst zu erschließen ermöglicht. Eine wichtige Kontrollfrage könnte sein, ob das Bild eine – wie auch immer geringe und kurze – Irritation im Hinblick auf den Text und unser Verständnis darstellt. Sind alle Faktoren zu rasch kongruent, könnten Kurzschlüsse zugrunde liegen. Wer das übersieht, beraubt sich der Möglichkeiten, die eine Bildpredigt bietet.

Viertens ...

In diesem Band sind Predigten aufgenommen, die sich der pfarramtlichen und theologischen Praxis verdanken. Männer und Frauen sind nahezu gleich vertreten. Überproportional finden sich Texte der jüngeren und mittleren Generation. Predigten zu kirchenjahreszeitlichen Festen stehen neben Predigten in Kasualgottesdiensten. Kunstwerke vom späten Mittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts werden interpretiert. Manche Prediger beschauen die Bilder lang und ver-

tiefend, andere wiederum nehmen nur kurz, dann aber nicht selten final darauf Bezug. Manche bevorzugen einen illustrierenden Gebrauch, andere wiederum konfrontieren Herkömmliches mit dem Bild. Manche deuten die Bibel, andere erhellen die menschliche Existenz und führen zum Glauben.

Viele Herangehensweisen bei Erarbeitung und Realisierung von Bildpredigten sind möglich und gut vertretbar; es gab weder früher noch wird es gegenwärtig und zukünftig die (!) Bildpredigt geben. Weder explizit noch implizit wird mit diesem Band eine neue (praktische) Theologie des Bildes angestrebt. Gerade die wahrzunehmende und damit eben zu interpretierende Kunst wird – wie auch der Glaube – immer ein Wagnis der Freiheit bleiben. Diese Predigten sollen besonders in ihrer Buntheit Mut machen, Kunst – und in diesem Fall nun die bildende Kunst – als homiletische Chance und Herausforderung anzunehmen. Sie können in ihrer Vielfalt auch erahnen lassen, dass es möglich ist, etwas, was leider all zu oft im Protestantismus unbeachtet ist, zu erleben: Gott, den Glauben und die Kunst im Gottesdienst zu genießen.

1 In der Bibel lesen

Martina Reister-Ulrichs

„Mutter und Schwester des Künstlers,
in der Bibel lesend“ von Hans Thoma (1866)



Abdruck mit freundlicher Genehmigung der „Vereinigung der Freunde der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe e. V.; dieses Bild steht auf www.v-r.de zum Download bereit; loggen Sie sich ein (s. S. 3)

Liebe Gemeinde

Anfang des Jahres bekam ich einen Wandkalender geschenkt mit dem Titel „Frauen lieben Bücher“. Die Bilder, die er auf seinen zwölf farbigen Blättern zeigt, stammen ausnahmslos aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Und obwohl die Gemälde aus den Pinseln ganz unterschiedlicher Maler stammen, ähneln sie sich. Sie zeigen junge Frauen in hellen Gewändern, die in schönen Salons in Sesseln sitzen, die man „Fauteuil“ nennen sollte, um sie angemessen zu beschreiben. Oft stehen kunstvoll arrangierte Blumensträuße in edlen Vasen auf zierlichen Beistelltischchen. Andere Frauen sind auch

während eines Spaziergangs durch die frühlingssgrünen Anlagen eines Parks abgebildet, ein Hündchen folgt ihnen in gebührendem Abstand, eine Katze wird gedankenverloren gestreichelt. Ob drinnen oder draußen: Alle Frauen sind in die Lektüre ihres Buches versunken; diejenigen, die gerade von seinen Seiten aufschauen, bleiben doch mit Blicken schwer in seinem Zauberbann gefangen. Sämtlich haben sie die Welt um sich her vergessen, die allerdings auch nicht mehr von ihnen zu verlangen scheint, als dass sie lesen, lesen, lesen.

Als Bücher liebende Frau gefallen mir diese Bilder und ich fühle mich den dargestellten Frauen durchaus verwandt. Abgesehen vielleicht vom formvollendeten Faltenwurf ihrer Kleidung finde ich mich in vielen ihrer Posen wieder. Immer habe ich gern gelesen und oft bin ich dabei in den Kosmos eines Buches abgetaucht. Nicht selten hätte ich die Wirklichkeit gegen ein gutes Buch eingetauscht. So wie es Kurt Tucholsky zum Ausdruck bringt: „Manchmal, o glücklicher Augenblick, bist du in ein Buch so vertieft, dass du in ihm versinkst – du bist gar nicht mehr da. Herz und Lunge arbeiten, dein Körper verrichtet gleichmäßig seine innere Fabrikarbeit, – du fühlst ihn nicht. Du fühlst dich nicht. Nichts weißt du von der Welt um dich herum, du hörst nichts, du siehst nichts, du liest. Du bist im Banne eines Buches.“

Im Banne eines Buches befinden sich auch die Frauen auf dem Bild, das wir betrachten wollen. Den Weg in den Kalender der Bücher liebenden Frauen hat es trotzdem nicht geschafft. Es ist ein Werk des im Schwarzwald aufgewachsenen Malers Hans Thoma aus dem Jahr 1866. Die Frauen, die es porträtiert, sind seine Mutter Rosa und seine Schwester Agathe.

Die Ältere – sie ist auf dem Bild 62 Jahre alt – hält ein aufgeschlagenes Buch in Händen, das vor ihr auf einem Tisch

liegt. Von dem ist nur die Kante der Tischplatte zu erkennen. Die Finger ihrer rechten Hand sind bis auf den Daumen, der zwischen seinen Seiten liegt, unter das Buch geschoben, wodurch es leicht angehoben wird und einen besseren Einblick gewährt. Das Buch wird gewiss nicht zum ersten Mal aufgeschlagen, denn es zeigt deutliche Gebrauchsspuren und der Buchrücken ist an vielen Stellen geknickt. Zum Lesen hat Rosa eine Brille aufgesetzt, die auf ihrem Nasenrücken leicht nach vorne gerückt aufliegt. Wenn sie aufschaute von der Lektüre (womit nicht zu rechnen ist), würde sie über die runden Brillengläser hinweg dem Betrachter direkt in die Augen schauen. Das graue Haar ist nach hinten gekämmt; Gesicht und Stirn sind von Falten durchzogen, von den Nasenflügeln laufen zwei tiefe Furchen zu den Mundwinkeln hinab.

Rechts neben der Mutter sitzt ihre achtzehnjährige Tochter. Sie ist dicht an die Mutter heran gerückt, um ebenfalls in das Buch schauen zu können. Die rechte Hand liegt in vertraulicher Geste locker auf der Schulter der Mutter, deren aufrechte Haltung auch ihr einen Halt bietet, die linke liegt auf der aufgeschlagenen Seite und zeigt vielleicht die Zeile an, die gerade gelesen wird. Es könnte sein, dass die Mutter laut vorliest; ihre Lippen sind ein klein wenig geöffnet. Die beiden Frauen sind einfach und ähnlich gekleidet. Sie tragen weiße, kurzärmelige Blusen mit gebauschten Ärmeln, darüber ein einfaches hoch geschlossenes Kleid in dunklem Blau bzw. erdigem Rot; bei Agathe ist auch eine Schürze zu erkennen. Das rote Kopftuch, das Rosa um den Kopf gebunden hat, trägt Agathe um den Hals geknotet, so dass ihre vollen dunklen, nach hinten gescheitelten Haare gut zu sehen sind. Von dem Raum, in dem die beiden sich aufhalten, ist nichts weiter zu erkennen; der Hintergrund ist in einem einfarbig dunklen Grundton gehalten, links ist die Falte eines Vorhangs zu er-

kennen. Dort muss ein Fenster sein, denn das Licht fällt von links ins Bild. Die rechte Gesichtshälfte von Rosa liegt im Schatten, während Agathe über die Schulter der Mutter hinweg sich nach vorne über das Buch hin beugt, so dass ihr Gesicht in einem hellen Licht erscheint.

Das Bild konzentriert sich ganz auf die beiden Frauen und das Buch. Aus dem Titel erfahren wir, um welches Buch es sich bei dieser Andacht handelt: „Mutter und Schwester des Künstlers, in der Bibel lesend.“ Auch diese beiden Frauen widmen sich ganz und gar der Lektüre ihres Buches, aber doch in ganz anderer Weise als die eingangs beschriebenen Kalenderdamen. Vertieft sind sie, aber nicht versunken. Nicht entrückt, nicht verzückt, sondern mit großer Ernsthaftigkeit beugen sie sich über seine Seiten.

Dieses Buch entführt nicht aus der Welt in ein besseres Reich der Phantasie, es führt mitten in die Welt hinein. Was hier geschieht, ist so lebensnotwendig wie Essen und Trinken, so unverzichtbar wie der Rhythmus von Wachen und Schlafen. Wir sehen geradezu einen biblischen Vers in Szene gesetzt: Der Mensch nicht lebt vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das aus des Herrn Mund geht (5 Mose 8,3). Und doch ist „in Szene gesetzt“ nicht richtig. Denn auf diesem Bild ist nichts inszeniert. Was hier abgebildet wurde, ist keine Pose, sondern unmittelbarer Lebensvollzug, der in einem scheinbar unbeobachteten, ganz intimen Augenblick eingefangen wird.

„Es gibt Güter, die man ererbt, ohne dass man sich deren bewusst wird, aber sie begleiten doch unser Leben wie geheimnisvolle Mächte.“ So schreibt Hans Thoma später in seinen Lebenserinnerungen. „Meine Mutter war eine fromme Frau – in aller Not, mit der sie oft heldenhaft zu kämpfen hatte, war sie voll gläubigen Gottvertrauens. Das Evangelium

war in ihrem einfachen, schlichten Sinn lebendig geworden. Ich war ja ein Kind der Zeit nicht in ihrem Sinne gläubig, aber auch mich leitete etwas wie Glaubensstärke und Gottvertrauen, und wenn ich dies mit modernen Ansichten anders nennen musste, jetzt sehe ich, dass es nur umgewortet und im Wesen das gleiche war. Es ist eine Kraft des Lebens, die im Gottesbewusstsein, im Bewusstsein des Zusammenhangs aller Weltgeschehnisse und alles Weltdaseins beruht.“

Alles, was Hans Thoma in diesem Rückblick über seine Mutter und ihr unbewusstes Erbe schreibt, hat er schon auf diesem frühen Bild dargestellt. Es ist einfach, schlicht, lebendig. Es zeigt Glaubensstärke und Gottvertrauen, Kraft des Lebens. Und woher rührt solche Glaubensstärke und solches schlichte Gottvertrauen? Woher wächst der frommen Mutter die Kraft des Lebens zu? Auch darauf hat Hans Thoma mit seinem Porträt eine Antwort gegeben. Diese Kraft des Lebens kommt aus der Bibel. *Sola scriptura* – allein aus der Schrift. Das Anliegen Martin Luthers, dass jedermann und jede Frau die Bibel selber lesen kann und dass dies Tun so selbstverständlich ist wie jedes andere elementare Bedürfnis, ist hier Wirklichkeit geworden.

Die ehemalige Hamburger Bischöfin Maria Jepsen hat das Verhältnis der in dieser Tradition stehenden Protestanten und Protestantinnen zu ihrem Buch einmal sehr schön beschrieben. Ihr Text könnte ein Kommentar sein zu diesem Bild Hans Thomas: „Unter den Kindern Gottes sind die Protestanten die Ernsten. Gott hat so viele Kinderscharen. Die Protestanten sind die Stillen unter ihnen, selten ausgelassen und kaum prächtig gekleidet. Die Belesenen sind sie, die fast nie ohne ihr Buch unterwegs sind; sie sind die, die wenn die anderen lachen oder tanzen oder springen, sich unter einen Baum setzen und nicht mithüpfen, sondern ihr Buch auf-

schlagen und darin lesen. Nie haben sie einen Salto versucht? Nie verkleiden sie sich? Nie springen sie kopfüber ins Wasser? Sie lesen in ihrem Buch. Mit glühenden Ohren und begierigen Augen und klopfendem Herzen lesen sie Zeile um Zeile. Das ist ihr Glück: sich zu freuen an dem, was da geschrieben steht seit alten Zeiten. So fühlen sie sich Gott am nächsten. Unter den Konfessionen sind die Protestanten die Bücherwürmer, Leseratten.“

Schon oft habe ich mich gefragt, welchen Text die beiden Frauen da eigentlich gerade lesen. Wenn ich versuche, meine Bibel im Verhältnis zu der auf dem Bild ungefähr an derselben Stelle aufzuschlagen, finde ich eine Stelle aus dem 2. Timotheusbrief (3,14 f.). Und lese: *„Du aber bleibe bei dem, was du gelernt hast und was dir anvertraut ist; du weißt ja, von wem du gelernt hast und dass du von Kind auf die heilige Schrift kennst, die dich unterweisen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Jesus Christus.“* Ja, muss ich denken, so soll es wohl sein: durch Lesen zur Seligkeit. Amen.

2 Jesu Geburt: Neuanfang ist möglich

Gregor Etzelmüller

„Darstellung der Geburt Jesu“, anonym
(Stadtkirche Hersbruck, um 1480)



*Dieses Bild ist als Postkarte zu beziehen über das
Gottesdienstinstitut in Nürnberg
(www.gottesdienstinstitut.org).*

Liebe Gemeinde

Ein Kleinod aus einer evangelischen Kirche in Bayern: die Darstellung der Geburt Christi aus der Stadtkirche zu Hersbruck. Ein uns unbekannter Künstler hat dieses Gemälde 1480 geschaffen, 37 Jahre vor Beginn der Reformation.

Es wundert mich nicht, dass dieses Bild in einer evangelischen Kirche bis heute überlebt hat. Viel mittelalterliches

Kunstwerke sind eine Bereicherung für den Gottesdienst. Hans-Georg Ulrichs zeigt, wie Bilder homiletisch sinnvoll in die Predigt einbezogen werden können. Dazu bietet er sowohl einführende Überlegungen als auch 13 Beispiele aus der Praxis: Erfahrene Predigerinnen und Prediger haben Bilder in den verschiedensten Kontexten und Absichten in ihre Gottesdienste einbezogen. Das Kunstwerk steht im Mittelpunkt oder im Dialog mit dem Predigttext, es spricht direkt oder indirekt in die Lebenssituation der Hörenden hinein. Die Predigten spannen einen weiten Bogen: themen- und anlassorientierte sind darunter ebenso wie solche, die im Kirchenjahr verortet sind.

Der Herausgeber

Dr. Hans-Georg Ulrichs ist Pfarrer der Universitätskirchengemeinde Heidelberg und der Studierendengemeinde.

ISBN: 978-3-525-63047-1



9 783525 630471

www.v-r.de